

Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 6

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634756>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 6
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
11. Februar
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telefon Bollwerk 33 79

Wanderers Heimat.

Von Otto Frei.

Schön klingen die Glocken über der Stadt, Da kommt mit jedem wandernden Klang
In der ich als Fremdling wohne. Ein stilles Erinnern gezogen
Wie lieb' ich dieses Geläut! Denn es hat Und mahnt mich ans Tal und den Hügel-
Das gleiche Beten im Tone An der Aehren goldenen Wogen, [hang,
Und ganz den gleichen silbernen Schlag An Mutters Ruf, wenn der Tag verging,
Wie die Glocken der Heimat am Feiertag. Und wie ich an ihren Augen hing . . . Und meine Heimat — die ganze Welt. [sellt,

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

6

Ein paar Tage, nachdem Rahel die Frage nach ihrem Vater getan, beschrieb sie ihn Sidney gegenüber, der auf den seinigen einen unbändigen Stolz und den Verklärten längst unter die Götter erhoben hatte, der Neigung der Kinder entsprechend, die ihre Eltern ungern als gewöhnliche Sterbliche betrachten, sei es aus dem Bedürfnis heraus zu vergöttern, was sie lieben, oder der noch tiefer liegenden Selbstfreude entspringend, die geschmeichelt und genährt wird von dem Gedanken, von hohen Eltern abzustammen. Sidney prahlte allzu oft mit seinem Vater Rahel gegenüber, als daß sie nicht das Bedürfnis nach einem ebenso kostbaren Kleinod hätte fühlen müssen. Nun war der Augenblick da, zu glänzen. Sie malte den Lenz Brecht in herrlichen Farben, mit so übermütig lachendem Mund und so leuchtenden Augen, daß es dem Knaben zu bunt wurde.

„Das ist alles erstunken und erlogen“, schrie er. „Dein Vater war ein Lump und ein Schuft und hat gestohlen und ist deiner Mutter davongelaufen, und zuletzt hat ihn der Teufel geholt.“ Rahel sprang von den Stelzen herunter, packte Sidneys Holzbeine und rüttelte sie in bedrohlicher Weise.

„Du lügst. Du mußt mit zu Tante Adeline.“

„Nein“, schrie er. „Tante Marie hat's gesagt, das vom Fortlaufen. Und das vom Teufel hat die Monika gesagt.“

„Du mußt mit zu Tante Adeline“, schrie Rahel wieder. Sidney konnte sich von ihren langen dünnen Fingerchen kaum befreien, die denen auf den Bildern der Märtyrerglihen. Mit funkelnden Tränen in den Augen klagte sie Sidney an. Adeline ließ sich erzählen. Sidney schilderte

Brecht Lenz in den ihm zukommenden Farben und fügte auch die Legende von der Höllenfahrt hinzu, denn sich vor Tante Adeline besser zu machen als er war, fiel ihm nicht ein.

„Hat er gestohlen?“ fragte Rahel ungeduldig.

„Nein, das eigentlich nicht.“

„Hat ihn der Teufel geholt?“

„Unsinn“, sagte Adeline kühl, denn es schien ihr ein Unding, daß jemand aus ihrer Familie sich in solch schlechter Gesellschaft befinden sollte. Rahel weinte.

„Einen solchen Vater will ich nicht. Die Mutter hat gelogen. Sie hat mich angelogen. Er ist nicht so wie sie gesagt hat. Ich will einen Vater, wie Sidney einen gehabt hat.“

„Du bist auch eine Schwendt, nicht nur eine Lenz“, sagte Adeline. „Vergiß das nicht.“ Aber Rahel war zu jung, um die Größe dieses Trostes zu ermessen.

„Bekomme ich einen andern Vater?“ fragte sie. Sidney lachte. Sie fuhr auf ihn los. „Lach' nicht“, schrie sie.

„Rahel“, sagte Adeline streng. „Eine Schwendt wird nicht zornig. Sie beherrscht sich.“ Mit großen Augen sah Rahel sie an.

„Belusa wird auch zornig“, sagte sie.

„Belusa“, rief Adeline mit unendlicher Abwehr in den Zügen. „Belusa gehört zum Volk. Der mag zornig werden so viel er will. Aber für uns schickt sich das nicht.“ Rahels Tränen versiegten, aber die kleine Episode hatte dunkle Blüten gezeitigt. Das Kind hatte das Vertrauen zu ihrer Mutter verloren. Es war der Gedanke in ihr wach geworden, daß sie etwas Besonderes sei, und es entstand in ihr ein ungesundes Sehnen nach ihrem Vater, das heißt, nach jemand,

den sie lieben und vergöttern konnte. Die Folge war, daß sie nur wunderbare Menschen lieben wollte, oder solche, die sie liebte, zu Wundern machte.

Wenige Tage darnach erzählte Sidney zu Hause die Ereignisse des Tages, und Tante Marie schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Ist das eine Erziehung?“ fragte sie Monika. „Sollte man Rahel nicht lehren, ehrlich zornig zu werden? Abgewöhnen kann man sich das von selber.“

„Ehrlich zornig werden wie der Sidney es macht“, sagte spöttisch die Dienerin. „Der Zorn gehört zu den sieben Todsünden. Paßt das zu einem Missionar? Nein, aber zu einem Maler.“ Sie vertrat Sidneys künstlerische Aspirationen. „Werde du ein Maler, Sidney, und bleibe im Lande...“

„Und nähre dich redlich“, fügte der Onkel Doktor hinzu, wenn er es hörte. „Und in dem Fall mehr redlich als reichlich, mehr qualitativ ausgiebig, mehr mit Kartoffeln als mit Kaviar. Laß du den Pinsel, Junge, und tritt in meine Fußstapfen. Werde Arzt. Da hast du, was du brauchst, Auskommen, Ansehen, Interessen, kannst mein Nachfolger werden, was willst du mehr?“

„O, weißt du“, sagte Sidney, ich mag kranke Leute nicht leiden. Man muß auf den Zehen gehen, und alle Leute legen den Finger auf den Mund, wenn man ins Zimmer kommt, und in den Krankenzimmern riecht es schlecht. Nein. Ich will ein Missionar werden wie der Papa, und ein Maler. Dann gehe ich weit weg, und niemand hat mir etwas zu befehlen.“

„Bleib du nur da“, lachte der Onkel. „Befohlen wird dir sowieso nichts. Darum brauchst du nicht in die Tropen.“

„Ich heirate Rahel“, sagte Sidney. „Die kenne ich am besten. Und es ist zu komisch, wenn sie nicht zornig werden wollte, weil die Tante Adeline gesagt, nur gemeines Volk würde zornig. Wenn sie Klavier spielen muß, heult sie. Aber denkst du, sie steht auf und geht weg? Nein, sie heult nur. Und haßt doch das Klavierspielen! Sie fürchtet sich vor der Tante Adeline. Was die sagt, das glaubt sie.“

„Gut“, sagte der Onkel, „wenn sie übt, obgleich sie es nicht gerne tut, hat sie eben mehr Pflichtgefühl als du.“

„Nein, sie hat nur mehr Angst vor der Tante Adeline als ich vor der Tante Mariechen.“

„Möglich“, sagte der Onkel. „Wer recht tut, braucht sich überhaupt nicht zu fürchten.“

„So“, trumpfte Sidney. „Dann tut niemand recht. Alle Leute haben Angst vor dem lieben Gott. Er will's ja so haben. Aber ich habe keine.“

„Jetzt schweig“, rief der Onkel. Aber er lachte.

Kurze Zeit nach diesem Gespräch mußte der Familienrat zusammengerufen werden. Allerdings nur der engere, denn es hatte sich folgendes begeben:

Sidney und Rahel saßen am See. Sie waren beide noch zu jung, um sich damit zufrieden geben zu können, daß der See so seidig und zartfarbig vor ihnen lag, daß Tausende von kleinen Wellen sich darauf wiegten, daß winzige Fischlein in unendlichen Zügen den Ufersteinen zuzogen, daß jeder Kiesel ein Juwel, mit weißem Schaum wie mit Perlen eingefast war und weich im Sande lag, daß die Rappeln sich so getreu im Wasser spiegelten, als wären sie

unten dem klaren Grund entsprungen. Das alles sagte ihnen nichts. Sie langweilten sich. Es war ein heißer Sommertag, und Hitze lag über der blauen Fläche. Ein gleichmäßiges Zirpen und Summen zog durch die Luft und wirkte als lautlose Stille. Faul lagen die zwei Menschenkinder auf dem Grasstreifen des Ufers.

„Wollen wir baden“, fragte Sidney plötzlich.

„Ich habe mein Badkleid oben. Ich mag's nicht holen“, sagte Rahel.

„Ach was“, sagte Sidney, „geh doch ohne den dummen Fegen ins Wasser.“ Sie entkleideten sich, und warfen die Kleider unter den Erlenbusch. Sie dachten nicht einmal daran, sich umzudrehen, ob jemand ihnen zusehe. Rahel stand mit ihrem braunen Körperchen so zierlich gegen den blauen Himmel und das Blau des Sees, daß Sidneys künstlerisches Empfinden geweckt wurde.

„Das sieht schön aus, wie du so dahest“, sagte er. Da sah auch Rahel ihn an, und tiefes Erstaunen malte sich auf ihrem Gesicht.

„Du bist ganz anders als ich“, sagte sie. „Das ist komisch.“

„Das ist nicht komisch“, sagte Sidney. „Ich bin eben ein Junge und du ein Mädchen. Weißt du, wir heiraten uns einmal.“

„Ja“, sagte Rahel, „dann kriegen wir Kinder.“

„Natürlich“, wollte Sidney sagen, aber ein gellender Schrei erscholl hinter ihnen. Oben auf der Gartenmauer stand Karoline und sah mit schreierstarrten Augen auf die beiden Kinder hernieder, die sich ihre Beobachtungen, während sie sich scherzend sprakten, zugeföhrien hatten.

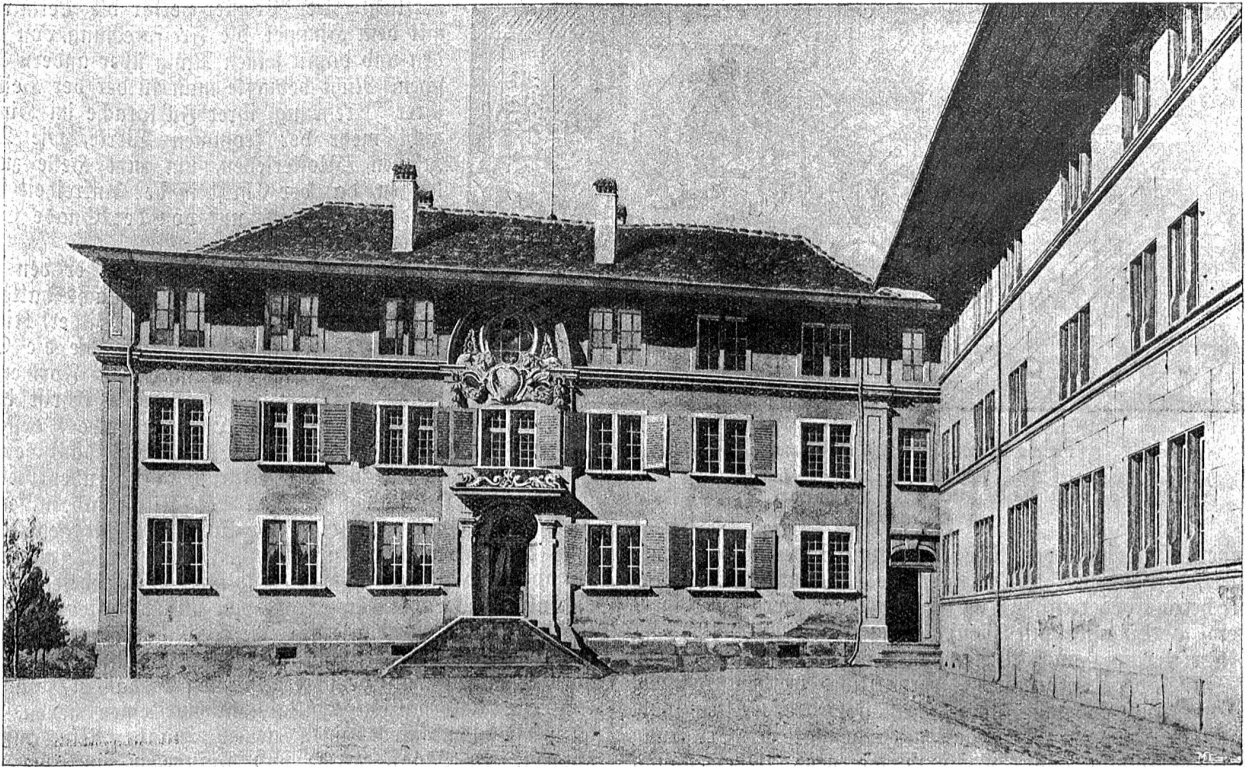
„Wollt ihr euch augenblicklich anziehen“, schrie sie, zeternd. „Ihr seid ja nackt! Schämt ihr euch nicht, ihr abscheulichen Kinder.“ Sie rannte fort, der Mauer entlang, die Treppe hinunter und über die Straße an den See, der von der Gartenmauer nur durch das schmale Streifchen Land, auf dem die Kinder spielten, und die Straße getrennt war. Die Kleinen standen lautlos da und sahen sich erschrocken an. Dann liefen sie zu dem nahen Erlenbüsch nach ihren Kleidern.

Aber Karoline war schon bei ihnen, schüttelte Rahel heftig am Arm und flüsterte: „So ein Kind bist du? So eines bist du? Warte, bis Tante Adeline das weiß.“ Dann wandte sie sich an Sidney und zischte: „Du bist zum letztenmal hier draußen gewesen. Willst du uns das Kind verderben, du häßlicher Junge?“

Sidney lachte. „Das ist darum noch kein Unglück, wenn sie schon ihr rotes Lümpchen nicht angezogen hat“, meinte er. „Und was hast du mir zu befehlen? Ich sag's dem Belusa, der haut dich durch.“

Da glitt ein unendlich verächtliches Lächeln über Karolines Gesicht. Sie wußte am besten, wer Herr im Hause war, seine Faust, oder ihre Zunge.

Empört bis in die innersten Fasern ihres Herzens brachte sie Rahel nach Hause. Sidney trottete hinter ihr her und suchte durch Faxen aller Art Rahels ängstlichem Gesichtchen seinen natürlichen Ausdruck wiederzugeben. Karoline schob ihn, oben angekommen, auf die Laube mit den Maulbeeren und zerrte Rahel ins Zimmer zu Frau Petitiere, die erstaunt aufsaß, als sie Rahels Augen und Karolines außergewöhnliche Aufregung sah.



Zur bernischen Reformationsfeier. Die alte Hochschule, die dem heutigen Kasino Platz machen mußte und die aus dem ehemaligen Franziskaner-Kloster hervorging, in dem im Januar 1528 das Berner Religionsgespräch abgehalten wurde.

Karolines Stimme klang anklagend zu Sidney, der sich mit den reifen Maulbeeren tröstete, die er sich händevoll in den Mund stopfte. Rahels Weinen ließ ihn in seiner Beschäftigung innehalten, und er tat einen Schwur, es Karoline heimzuzahlen, wenn er einmal erwachsen sein würde. Die soll etwas erfahren, die lange Dachtraufe die, dachte er. So lange, dünne Frauen hasse ich, es hat ja auch gar kein Herz in ihnen Platz, so mager sind sie.

Endlich wurde es still. Kein Mensch kümmerte sich um ihn. Er lief vor das Haus und trieb sich herum bis zum Abendrot. Auch da redete ihn niemand an. Alle schwiegen. Rahel war, trotzdem es Salé gab, nicht zum Essen zu bewegen.

Sidney sagte plötzlich: „Tante Adeline, du und Karoline haben ganz dieselben Nasen. Dünn von oben bis unten und so schmal wie Gebirgspässe. Aber deine Nase, Tante Ottillie, die sieht aus wie die kleinen Kartoffeln, die der Belusa ins Schweinefutter tut, und der Rahel ihre ist.“ Adeline sah ihn an. Da schwieg er entmutigt. Ottillie war rot geworden, denn ihre Nase war ihr empfindlicher Teil, der einzige, von dem sie bestimmt wußte, daß er Fehler aufwies.

Nach dem Nachtessen brachte Belusa den Jungen zur Bahn, und zwanzig Minuten später war er in der Stadt. Das Ereignis des gemeinsamen Badens schien ihm nicht der Mühe wert, es der Tante Marie zu erzählen. Aber Monika, das wußte er, vermochte er damit zu ärgern.

„Monika, die Rahel und ich haben zusammen gebadet, und wir hatten nichts angezogen. Das war fein. Sie sah aus wie eine der Negerpuppen, die der Papa mir früher immer schenkte. Nicht so schwarz, nur so haselnussig braun.“ Monika riß sich die Brille von der Nase.

„Nacht habt ihr gebadet?“ fragte sie.

„Ja“, schrie der Junge vergnügt und schadenfroh. „Gerade so nackt wie der Adam und die Eva im Museum, und die Eva hat gerade denselben Bauch wie Rahel.“

Monika antwortete nicht. Ihr war, als säße ihr Herzensjunge schon zu unterst in der Hölle. Brühwarm erzählte sie alles der Tante Marie, die vor Kummer nicht schlafen konnte, denn zu der Zeit als dies geschah und noch eine ganze Weile später jagte das Wort „nackt“ ganze Regimenter von Frauen, ja auch von Männern — theoretisch gesprochen — in die Flucht. Möchte es Gewöhnung sein, möchte es Brüderie sein (in der Wirkung kommt's auf dasselbe heraus), wo das Wort fiel, verbreitete es Entsetzen, sah man Verderbnis, Sünde, Höllestrafen, und wo es nun gar Tatsache wurde, wo es Fleisch und Blut annahm, da versanken Eltern und Erzieher in wildesten Gram.

Mariechen wunderte sich daher nicht, als am nächsten Morgen der Onkel Doktor und Frau Petitpierre vorfuhren, um sich mit ihr, der Pflegemutter des Hauptsünders, über die Angelegenheit zu besprechen. Sie begriff es, wenn es ihr auch das Herz zerriß, über ihren Zungen ein Urteil fällen zu hören, besonders darum, weil er in wahrhaft unbegreiflicher Sorglosigkeit sie nur auslachte. (Fortsetzung folgt.)

Die bernische Reformation 1528.

Von Prof. Dr. R. Feller.

Hier nun steht überraschend und wohl nie restlos deutbar der siegreiche Aufstieg des reformierten Gedankens in Bern ein. Es war ein Gewinn, daß das widerstrebende Söldnertum in den Schlachten von Bicocca und Pavia in seinen fähigsten Führern auf den Tod getroffen wurde. Es schlug der Reformation zum Heil aus, daß 1526 die